

Kunst ist Kommunikation

Portrait der Künstlerin Maile Ira Folwill

Von Barbara Schäfer und Susanne Schuwerack

Bilder machen sichtbar und bleiben. Sprache kann sich verflüchtigen, aber das geschriebene Wort bleibt. Meine Bilder sind innere Bilder und entstehen spontan. Meine Malerei und meine Lyrik sind Annäherung, Sinnfindung und der Versuch mit mir, meiner Krankheit und den Menschen zurechtzukommen. Es ist Hoffnung auf verstehen und verstanden werden.« Maile Ira Folwill,

1955 in Köln geboren und noch heute dort lebend, stammt aus einer Künstlerfamilie. Nach dem Abitur studierte sie drei Semester Sozialarbeit. Nach einer langen beruflichen Orientierungsphase absolvierte sie eine Bürolehre im Reha-Bereich. Später nahm sie an einem Lehrgang zur Schwesternhelferin teil und arbeitete zehn Jahre lang in der häuslichen Alten- und Krankenhilfe. Heute ist sie berentet. Als Künstlerin ist sie Autodidaktin.

Für Maile Ira Folwill ist der schöpferische Ausdruck ein unverzichtbares Grundbedürfnis zur eigenen Stärkung und wesentlicher Bestandteil ihrer Kommunikation. Mit Bildern, Aquarellen, Zeichnungen und kleinen Tonplastiken sowie Lyrik hat sie kontinuierlich in vielen Jahren ein unverkennbar einzigartiges und sich einander potenzierendes Werk geschaffen.

Immer so weit

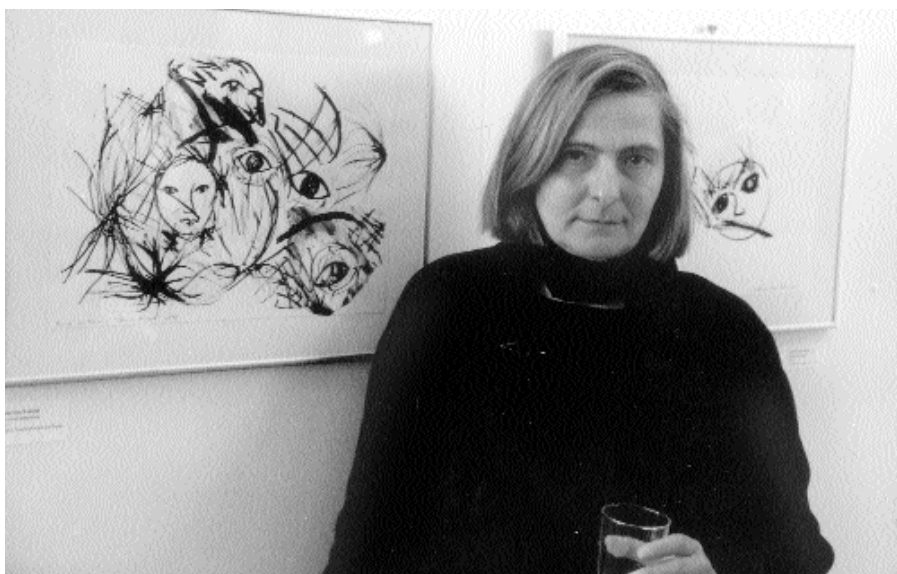
*Bin ohne Bewusstsein.
Bin aus der Traum
vom ewig sein.
Seiende müssen gewesen sein.*

*Wellen, Meer,
Strand, Sand.
Ein Hauch von immer.
Immer mehr
Mehr.*

*Wohin denn ich
vor allem wie?
Wie wieder zu sich kommen?*

*Bin immer so weit,
so weit,
vom Bewusstsein.*

Maile Ira Folwill



Viele Bilder sind in einem therapeutischen Kontext in der psychiatrischen Klinik entstanden. Ganz unabhängig davon zeugen sie von künstlerischem Wert. Dies verdeutlicht die überpersönliche Aussagekraft ihrer Gestaltungen in Bild und Sprache.

In vielfältigen Ausstellungen erhält Frau Folwill viel Aufmerksamkeit und Anerkennung. Ihre Werke berühren und regen den Dialog an. Im Umgang mit dem Publikum und der Presse nimmt sie eine bewundernswert ruhige, klare und selbstkonzentrierte Haltung ein. Mit ihrer souveränen Offenheit gelingt es ihr, einer gesellschaftlichen Tabuisierung von psychischer Erkrankung entgegenzuwirken.

Ihr Engagements zeigt sich in vielen Aktivitäten: z.B. als Teilnehmerin der »Runde 99«, einem Zusammenschluss von sieben Lyrik und Prosa schreibenden Frauen, die ihre Texte zu wechselnden Themenstellungen schreiben und vortragen. Oder als Chorsängerin im Psychokistenchor und als Mitglied im Zwischenraum e.V., einer Initiative für betreute Wohnformen in Köln-Lindenthal.

Im bildnerischen Werk arbeitet und experimentiert sie mit unterschiedlichen Materialien und Stilmitteln. Die Anfänge waren tachistisch, später wurden von den impulsiv aufgetragenen Farblandschaften mehrfach Abdrücke genommen und jeweils weiterbearbeitet. Über einen langen Zeitraum entstanden die hier abgebildeten Tuschezeichnungen auf kleineren Formaten. Mit nur wenigen gekonnten und

sicheren Strichen gelingt ihr die Herstellung einer dichten, spannungsvollen Atmosphäre, einer Art Schwebestand zwischen Realität und Traum.

Ein häufiges und immer wiederkehrendes Motiv ist das Gesicht. Seit frühester Jugend hat Frau Folwill extreme Schwie-

rigkeiten im Erfassen von Gesichtern. Vertraute Personen werden nicht erkannt, Fremde werden verkannt. Woran erkennt man Eindeutiges, Unverwechselbares? Erschwert wird dieses Erkennen in späteren Jahren durch alptraumartige Verzerrungen: Gesichter werden zu Masken, die wie aus Wachs oder Plastik beschaffen sind; Teile daraus erscheinen übergroß oder fallen einfach weg, zerfließen, drohen auseinander zu brechen. Diese Phänomene machen Angst. Wie sich orientieren in einer Welt, die fremd, unsicher, unvertraut ist? Auch die Wahrnehmung des eigenen Gesichts ist davon betroffen.

Die Verletzung von Einheit und Harmonie und die daraus entstehende Not sind in den Arbeiten von Frau Folwill zugleich Motiv und Motivation.

In ihren Bildern und kleinen, zoenästhetischen Plastiken geht sie auf die Suche nach dem bekannten, vertrauten Gesicht, versucht zu erkennen was sich zunächst verbirgt. Und auch wenn das, was sie zu erkennen ahnt, hässlich, fragmentiert oder aus anderen Gründen angsteinflößend ist, kann sie es annehmen und ihm Gestalt verleihen. Wie in einem Spiegel kann sie darin ihre eigene, innere Situation erkennen, kann Gefühle und Gedanken benennen, sich aus der Distanz damit verbinden. ■■■

Barbara Schäfer und Susanne Schuwerack sind Kunsttherapeutinnen in der Klinik und Poliklinik für Psychiatrie und Psychotherapie der Universität zu Köln.